



Glaubenssachen

Sonntag, 9. Juli 2023, 08.40 Uhr

Der abwesende Gott
Über das Böse
Von Christian Lehnert

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Einmal sah ich im Spätherbst in den kahlen Birken Wirbel von Zweigen hängen, die dichter gewachsen waren als das übrige Geäst. Sie wirkten fest verwoben, Flechtwerk wie runde Nester. Manchmal riss der Sturm eines dieser Gebilde ab, und sie rollten über die Felder. Diese wirren Ballen in den Bäumen, von fern wie dicke Haarbüschel anzusehen, waren winters von filigraner Schönheit. Im Sommer waren sie erkennbar als Flecken besonders üppigen satten Grüns.

Aber sie waren keine Zierde, vielmehr eine böse Erkrankung, sogenannte Hexenbesen, wie die Bauern sagten. Schlauchpilze nisteten sich da in Verletzungen im Holz ein, sie nährten sich vom Saft des Wirtes, schmarotzen und regten eine Zweigsucht an, wie es hieß, den Birkenkrebs, Wucherungen und dauernde Knospenbildungen, aus denen zahllose Reiser schossen. Die Birken wurden davon langsam und stetig entkräftet. Die krankmachenden Pilze suchten sich zuerst die Schwächsten heraus, jene Stämme, die an ausgesetzten Stellen wurzelten. Der Sturm trug die Sporen weiter.

Wieder diese Fragen: Warum mischt sich immer Zerstörung in das Schöne? Warum lebt überall eines auf Kosten des anderen? Und irgendwann wird es selbst angegriffen und zerstört? Warum sind überall Böses und Gutes, Wachstum und Elend vermengt?

Das Christentum kennt dramatische Mythen vom Himmelssturz des Satans. Östliche Religionen rechnen die ganze zeitliche Welt dem Leid zu. Die Gnosis erzählte von der Expansion einer dunklen Gegengottheit. Solchen Mythenbildungen wirken auf mich wie hochfahrende Versuche, sich in ein Gelände vorzutasten, das uns Menschen nicht zugänglich ist. Aber ließe sich denn vom Ursprung des Bösen schweigen, als sei es einfach gegeben wie das Tageslicht?

Wäre die Reibung nicht zu groß zu Glauben und Urvertrauen? Etwa zu einer Gottesvorstellung, die Liebe und Allmacht gleichermaßen enthielte?

Die oft erstaunlich schöne Geometrie mancher tödlicher Viren, unter Elektronenmikroskopen farbenprächtig dargestellt, lassen die Frage nach dem Bösen ebenso entstehen wie die Gewaltexzesse, die plötzlich aus ganz normalen Menschen brechen können, sobald soziale Schranken unsicher werden, und manche „arbeiten“ dann in Folterkellern oder Schützengräben wie früher in Autowerkstätten oder Tischlereien. In der jüdischen Mystik, in der Kabbala, formte sich eine kühne Erzählung, die versuchte, das Böse ganz aus der Gottheit selbst zu erklären. Auf Isaak Luria, der im sechzehnten Jahrhundert in Safed lebte, geht sie zurück – und sie wirkte tief auch ins Christentum und in die europäische Philosophie. Der mystische Lehrer aus Galiläa löste das Böse nicht aus einer guten Schöpfung heraus, sondern er wollte es in ihr verstehen. Die erste Schöpfungsbewegung der unendlichen Gottheit sei das sogenannte *Zimzum* gewesen – eine Kontraktion, eine schnelle, sich einkrampfende Selbstfindung, ein Atemzug hinein in den Gott, der sich darin verdichtete und so erst zu Gott wurde. Er bildete sich, holte sich selbst in sein Inneres ein.

Diese Zusammenziehung aber schuf notwendig auch ihr Gegenteil: Sie ließ etwas zurück, wo nun nichts war, Leere, nichtige Matrix des Dunkels, namenlose Finsternis eines Nicht-Gottes. Die Beschränkung der Gottheit auf „sich selbst“ schuf ein Nichts, Finsternis, in die hinein sie sich ausdehnen wollte – denn dieser Raum sollte der Ort der Schöpfung werden.

Doch war, mit der Selbstsetzung Gottes auch sein Gegenbild entstanden. Wie sollte man es sich vorstellen? Als Mangel, als Fehlen, als Verwirrung – als verdichtetes Nichts. Es war frei, frei von Gott. Es wurde zum Bösen, wo es in seiner Verneinung verharrte, als

brodelnde Leere und fortwährende Selbstvernichtung, als die kosmische Tatsache des Todes.

Die Gotteskontraktion und die Hervorbringung des Gegengöttlichen, ein Ja und ein Nein, und beide waren und sind ineinander gesprochen. In jedem erschaffenen Wesen, jedem Tier, jeder Pflanze, jedem Menschen, erscheint eine Kraft der Abstoßung, der Abtrennung des Eigenen und des Verharrens darin, und so ist in allem Dasein immer auch eine tödliche Verneinung, eine Verwirklichung von Gottesferne, ein Ekel oder Hass, eine gewaltsame Selbstbehauptung und in der Folge das Sterben.

Zusammenziehung und Ausdehnung, Wachsen und Schwinden, Ebbe und Flut, Angst und Sehnsucht waren entstanden, und deren pulsende Einheit war organisch, eine kosmische Atmung. Alles war nun Mischung, war im Übergang, alles war zweideutig – im Gedeihen ein Zerstören, im Erbarmen die Selbstbezogenheit, in der Liebe ihr Objekt, im Schönen das Widerwärtige.

So konnten aus Engeln im Fall Dämonen werden. So konnte der helle Stamm einer Birke zu krankem Holz werden, in dessen Rissen sich Parasiten einnisten, Hexenbesen, gegenläufige Gestalten des Nichts, die doch selbst wieder filigrane Lebewesen waren mit ihren fädig weißen Myzelien.

So konnte dann auch, wie Issak Luria beschreibt, ein göttliches Wesen seinen wahren Ursprung vergessen und dem eigenen Unterdruck, einer inneren Leere folgen – und sich abkapseln und an sich selbst irre werden. So geschah es mit dem Menschen, dem *adam*, dem vom Staub Genommenen. Er war ursprünglich ein Bild, in dem Gott sich selbst sah, eine Art erdiger Traum Gottes, wogend im Unerkennbaren. Der Mensch aber wendete sich ab, implodierte im Eigenen, und Gott verlor sein Bild und seinen Widerschein. Der Gott aber zittert, bebt in Liebe und Zorn, in Zerstörungswut und Zärtlichkeit.

Wie weit reichen solche Erzählungen? Lösen sie die Fragen? Oder sind diese nicht größer als alle Antworten? Einmal beobachtete ich, wie im Garten eine Knotenwespe mit chirurgischer Präzision ihren langen Stachel unter den Chitinpanzer eines Käfers stieß. Sie injizierte ein Nervengift in die Ganglien des goldgrün glänzenden Passanten auf einem Sandhügel. Plötzlich aus der Luft herabgestoßen, trat sie dem Käfer hart auf den Rücken, um dessen Gelenke am Bauch für Sekundenbruchteile zu öffnen, und stach ihm dann blitzschnell dreimal in den Leib. Dann hob sie den rasch bewegungsunfähig gewordenen Todeskandidaten auf und trug ihn in einen frisch ausgehobenen Schacht im Erdreich. Da lag er wie ein Patient im Wachkoma.

Die Wespe aber, so hatte ich gelesen, würde nun sorgsam ihre Eier zu dem Käfer betten und die Höhle mit Gras und Erde abdecken. Ihre Larven würden nach wenigen Tagen schlüpfen, in den Gelähmten eindringen und ihn langsam von innen auffressen. Seine Muskeln blieben geschmeidig, die Glieder biegsam, die Organe durchblutet, denn er lebte noch – es war die vollkommene Konservierung eines Vorrats.

Warum dieses grausige Schauspiel? Und was geschieht, wenn eine Knotenwespe keinen Wirt findet? Wenn sie nicht weiß, wohin mit ihren Eiern? Dann schlüpfen die Larven in ihr und fressen die eigene Mutter auf.

Was ist das Böse? Es erscheint wie ein Tumor. Es wächst und wuchert ungebremst auf das Nichts zu. Etwas fehlt, es zeigt sich in einer Störung. Vermehrung wird haltlos, Wachstum verliert das Maß. Zellen verlassen ihre Ordnung, und der Körper schafft es nicht mehr, seine eigene Lebensgestalt zu erhalten. Der Tumor hat vor sich den Tod,

sucht den Tod – und dieser ist sein eigenes Verlöschen. Der Tumor hat keinen Selbsterhaltungstrieb – aber er hat Raffinesse, er holt sich Blutgefäße ins Innere, tarnt sich als Organ. Die Vernichtung ist dem Bösen immanent, es will sie. Es sagt Nein, auch zu sich selbst. Das Böse hat keine Substanz, keine Persönlichkeit und auch keinen Willen im eigentlichen Sinn, denn es ist nichts als eine Strategie, ist Methode zu zerstören. Es dient sich selbst, und das heißt dem Nichts.

Einmal stand ich an einem Bett im Krankenhaus. Die alte Dame, die ich als Pfarrer besuchte, hatte mir nichts weiter zu ihrer Krankheit gesagt, aber man sah, wie es um sie stand. Da brachen die Worte unvermittelt aus ihr heraus:

„Aber sehen Sie doch: Was hat es für einen Sinn, dass ich hier liege und nur die Entscheidung habe zwischen quälenden Schmerzen oder dem Verdämmern im Morphium? Bitte sagen Sie doch, was das Leid bedeutet. Ich meine: Sagen Sie es klar und deutlich, nicht als Seelsorger, wie es immer heißt, als einer, der zuhört. Bei mir gibt es nichts mehr zu hören. Bitte sagen Sie mir in klaren Sätzen, ohne an mich konkret zu denken, gewissermaßen allgemein, was das Leid bedeutet!“

Ich verstand, was sie meinte. Ich verstand es nicht. Kann das denn jemand? Allgemein vom Leid sprechen? Allgemein ist kein Leid. Allgemein ist kein Schmerz. Welchen „Sinn“ sollte es hier am Krankenlager haben, abstrakt über den „Sinn“ des Leides nachzudenken? Was könnte das mehr als ein fehlplatziertes Spiel ergeben? Schachzüge einer Theodizee vielleicht? Eine gut geordnete Religionsphilosophie? Aber es wäre doch gut, zumindest beieinander zu sein in Worten und Gedanken, gemeinsam eine Leiderzählung zu schaffen, die für den Moment, für ein paar Stunden vielleicht gelten könnte?

„Sie schweigen?“

Ein erster Gedankenversuch – aber wie weit trug er? Leiden, so formulierte ich im Stillen, sei eine Unterbrechung, ein Riss, der ein verneinendes und ein bejahendes Ufer hat. Leiden reißt mich heraus aus Gegebenheiten, die ich vom Leben erwartete. Ich kann mich nicht mehr in demjenigen erkennen, der ich zu sein meinte. War ich in der ungestörten Zeit und als Gesunder eingelassen in Aufgaben und Pläne und meinte, alles wäre dazu da, mich zu bestätigen, mir zu geben, was ich brauchte, um mich zu entwickeln, so unterbricht mich das Leid. Es nimmt, statt zu geben. Es raubt, es beschränkt, es quält, statt zu stärken. Es zerstäubt die Zusammenhänge. Es vereinzelt. Es zersetzt Ruhe und Gefühl. Es macht dumpf. Es zerzt mich unbarmherzig ans Licht und zeigt mir eine verstörende Wahrheit: Ich gehöre mir nicht.

Das Leid hat viele Gesichter, alle sind fremd. Leidabbrüche aber hätten ein anderes Ufer, eröffneten neue Gegenden – in der Entbehrung, in der Selbstaufgabe, in der Fremde läge eine Vertiefung ... Könnte ich ihr das sagen? Das Leid führt auf unbekannte Wege, hinein in ein tieferes, unberührbares, noch fast unvertrautes Selbst. Indem es quält, fragt das Leid: Wer bist du wirklich? Muss nicht, mit der Bibel gesagt, das Tote abgelegt und das Alte beendet werden, damit alles neu werden kann? Wer leidet, würde

gelöst von sich selbst, schmerzlich, um sich auf höherer Ebene, innerlicher, wahrhaftig wiederzufinden ...?

„Sie schweigen immer noch?“

Eine zweiter Gedankenversuch, aber auch der ist mehr zu mir selbst gesprochen: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein ...“. So lese ich auf den letzten Seiten der Bibel in der Offenbarung des Johannes. Jesus selbst predigte nie eine seelische Übereinkunft mit dem Leid. Kranke heilte er, Dämonen trieb er aus. Von Jesus her wird eine grundlegende menschliche Aufgabe sichtbar: Sich dem Leid zu widersetzen, ihm zu widersprechen, ihm entgegenzuwirken mit aller Kraft. Jesus reagierte auf Leid mit bedingungsloser Liebe. Seine Wunder waren Heilungen körperlicher und sozialer Gebrechen. Sein Aufbegehren gegen alles seelische und physische Elend, das ihm begegnete, ließ keine stoische Ruhe und keine entrückte Gelassenheit zu. Er überließ sich ganz dem „Vater“, wie er sagte, und das hieß: einem ursprünglichen Lebenswillen, der sich in Gedeihen und Bejahung ausdrückt. Dies führte Jesus nicht in Einklang mit dem leidgezeichneten vergänglichen Kosmos, sondern in einen Widerstand, der für einen einzelnen Menschen geradezu aussichtslos war. Doch mit dem Leiden gibt es theologisch keine Übereinkunft. Ihm gilt es tätig zu widersprechen, und wo gelitten wird, soll man nicht von „Sinn“ reden, sondern von Hoffnung auf Überwindung.

„Was? Sie sagen nichts?“

Dritter Versuch, und ich werde immer unruhiger: Denn da ist das Übermächtige, dem nichts entgegensetzen ist, der Tumor, die Lähmung, die schleichende, völlige Entkräftung unter Schmerzen, und kein Widerstand wäre hier denkbar, der nicht in der Verzweiflung endete, und auch eine Rede vom „anderen Ufer“, von „neuen Gegenden“ hielt dem nicht stand, würde schal und falsch. Es gibt ein Maß des Leides, angesichts dessen jeder Ausdruck in eine haltlose Klage führen muss, wimmerndes: Warum? Warum, Gott?

Antworten wären perfide. Aber sie heimlich und stumm zu versuchen, könnte doch den Ort des Fragenden ans Licht bringen? Er hatte bestimmte Vorstellungen und Annahmen von „Gott“, die nun zerfallen. Das Leid zwingt loszulassen, was Gewissheit gab – auch Bilder von Gott, den man in den eigenen Seelenhaushalt eingebaut hatte. Leid zwingt, Abschied zu nehmen von Äußerem und Innerem, von Gewissheiten und von einer Heimat. Allein bliebe der Leidende zurück, ließe noch sich selbst dahinten – und dort, dort erst eröffnet sich ihm ein Weg, wenn alle Wege von Leid verstellt sind, wegloser Gang „hinaus in die dunkle Nacht“? Wo der Leidende losließe, was er sucht, geschähe der „Gott“? Ohne Warum, fraglos, jenseits des Denkbaren? Jenseits jeden Glaubens? Der Gott, wo es keinen Gott mehr gibt? Als eine Nähe, die noch das Fernste einzuholen vermag, als eine Umkehr in die reinste, einfache Schöpfungsenergie, die sich in keinem Dasein erfassen lässt, undenkbar ist und sich doch überall findet? Und weil Gott alle unsere Horizonte so grundsätzlich übersteigt, können wir nur vertrauen, dass alles Leiden in ihm einen Grund hat, und unsere Wege mit ihm weitergehen, im Sterben, ins Offene ... Darf ich so sprechen? Steht es mir zu?

„Ich habe nicht mehr viel Zeit, dann kommt wieder das Morphinium.“

Vierter Versuch, doch wie soll ich laut sprechen von dem, was in mir brodelt? Denn wenn Gott am Kreuz hing, wie die Evangelien erzählen – dann hieße das doch, dass Gott das Leid heiligt? Nicht das Leid als Zustand für sich, sondern als Gottesattribut? Und in dem Bild weitergedacht: Die Gottheit erschiene also im Leiden, in jedem und im tiefsten Leiden, wäre *darin* wie der Atem in jedem lebenden Geschöpf? Gott ist selbst das Leid? Denn „Gott“ leidet in und an seiner Schöpfung, die nicht diejenige ist, die er im Anfang sah? Und weiter, aber ich verliere mich, verlasse immer mehr den Raum des Sagbaren: Also wird Gott erst *er selbst* am Kreuz? Stirbt, und der Gottesleerraum in seinem Tod ist eine Selbstaufgabe, die ihn erst wirklich zeigt: als Liebenden? Der tote Gott, der verloschene Sinn, und hier erst, im Leid, kommt er zu sich selbst. Er wird Liebe – maßlose, vollkommene Liebe. Er gibt sich auf. Und auferstanden ist er, indem er sich in der leidenden Kreatur verwirklicht, diese vergöttlicht, sie gottgleich, sich gleich macht. Und er tröstet und stärkt und bringt zur Vollendung – nur ganz anders, als alles vorher war?

Das Kreuz – Incipit der neuen Welt, wie die erste Letter in mittelalterlichen Handschriften, Fanfare des Beginnenden. Und da höre ich mich sagen: „Das Leid, es ist ein Anfang. Hören Sie:

*Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. /
Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. /
Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; / und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.
Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er spricht: Schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiss! / Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst. / Wer überwindet, der wird dies erben, und ich werde sein Gott sein und er wird mein Sohn sein.“ (Offenbarung 21,1-7)*

Aber sie schlief schon, atmete unerhört langsam.

Kein Zucken, keine Regung.

Ich wiederholte die Worte noch einmal. Wiederholte ich sie nur für mich?

* * *

Zum Autor:

Christian Lehnert, Schriftsteller und wissenschaftlicher Geschäftsführer des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD an der Universität Leipzig